

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Oberstleutnant hatte ja eine Art, ihm immer wieder zu verstehen zu geben, daß man ihn doch nur mit sehr langen Rädhnen akzeptierte. Zum Donnerwetter! Als ob er irgend ein kleiner Schmierentombdiant gewesen wäre und nicht der Heinz Kessler, der in Berlin jeden Tag eine Frau aus den besten Kreisen hätte haben können. Wenn er nur gewollt hätte!

Die Leute hier trafen doch herzlich wenig den rechten Ton für ihn. Na, ein Glück, daß man ja so weit weg heiratete. Er würde sich jedenfalls dann nach einem Wiedersehen keineswegs so bald reißten.

Das ging Heinz Kessler durch den Sinn, während er mit dem Oberstleutnant den Druck der Hände tauschte, der ihn in den Kreis der Familie aufnahm. Und dann sagte der Vater Gerda mit einem warmen Schein in dem dunkelbärtigen Antlitz:

„Und nun kommen Sie, lieber Kessler, zu unseren Damen.“

Am Nachmittage — Heinz Kessler, der zu Tisch geblieben war, war gerade wieder gegangen — hatte der Oberstleutnant seinen Adjutanten noch einmal bestellt. Als das Dienstliche erledigt war, wandte sich Henning an den jungen Offizier, der die verschiedenen Eingänge in seiner Ledermappe verschloß.

„Nun habe ich auch noch eine private Mitteilung für Sie, lieber Kullburg. Auch unsere letzte Tochter hat sich jetzt glücklich verlobt — das Haus ist ausverkauft!“

Der scherzhafte Ton kam nicht recht von Herzen, dennoch aber war Joachim von Henning über seine Wirkung bei Kullburg betroffen. Der war ganz blaß geworden.

„Fräulein Gerda?“

„Ja — mit Herrn Kessler.“

Einen Moment ging es durch des Adjutanten Gestalt wie ein inneres Aufzucken. Doch dann nahm er dienstliche Haltung an.

„Meinen gehorsamsten Glückwunsch, Herr Oberstleutnant!“

„Danke, danke, lieber Kullburg.“

Der Oberstleutnant schüttelte dem jungen Offizier die Hand. Dabei ruhte aber sein Auge mit einem nachdenklichen Ausdruck auf dessen Gesicht. Und dann fuhr er fort:

„Wenn Sie gleich mal hinüber wollen — Sie finden meine Damen noch alle beisammen. Da können Sie als erster gratulieren. Es wird Gerda sicherlich freuen. Sie hat ja immer große Stücke auf Sie gehalten.“

„Sehr gütig, Herr Oberstleutnant — ich werde mir sofort erlauben.“

Aber es klang, als ob er einem dienstlichen Befehle gehorchte. Da dämmerte in Joachim von Henning ein Ahnen auf. Mit leisem Mitleid blickte er auf den jungen Kameraden. Er war ihm immer sehr sympathisch gewesen. Ein tüchtiger Offizier, ein prächtiger Mensch — nur das verdammte Geld. Schade!

Doch Kullburg stand da noch immer.

„Haben Sie noch etwas, lieber Kullburg?“

„Ja, wenn ich Herrn Oberstleutnant bei dieser Gelegenheit gleich noch in einer Privatsache —“

„Bitte, reden Sie nur.“

„Dann möcht' ich Herrn Oberstleutnant gehorsamst bitten, mir einen vierzehntägigen Urlaub bewilligen zu wollen.“

Henning blickte auf den anderen.

„Erholungsurlaub? Sie sehen in der Tat etwas angestrengt aus. Sie arbeiten zu viel, lieber Kullburg.“

„Herr Oberstleutnant wissen ja — das Examen für die Kriegsakademie.“

„Ja, ja — aber nur nicht übertreiben. Na, dann reisen Sie nur, Kullburg. Wann wollen Sie denn fort?“

„Sobald es Herr Oberstleutnant ermöglichen könnten.“

„So — na, dann übermorgen. Wird sich schon machen lassen. Sie übergeben dann morgen Kitzing die laufenden Geschäfte.“

„Danke ganz gehorsamst, Herr Oberstleutnant.“

Kullburg wollte sich mit dienstlichem Gruß entfernen. Aber da legte ihm plötzlich Joachim von Henning mit fast väterlicher Vertraulichkeit die Hand auf die Schulter. Und sein Auge suchte das des jungen Kameraden. Eine Weile blickten sich die beiden so stumm an, aber sie verstanden einander. Dann sagte der Oberstleutnant leise, halb wie zu sich:

„Ja, ja, mein lieber Kullburg, es kommt mitunter anders, als wir denken. Na —“ und er richtete sich wieder auf — „dann reisen Sie nur, und kommen Sie mir frisch und munter wieder. Ein Kopfhänger sind Sie ja nicht.“

„Nein, Herr Oberstleutnant!“

In des Adjutanten Augen stand ein fester Manneswille. Da nickte der Ältere beifällig.

„Recht so!“

Und Kullburg ging hinüber in straffer Haltung.

Die Tage und Wochen flogen nur so dahin für die Henningschen Damen. Die Verlobungszeit war für beide Schwestern nur kurz bemessen. Noch im Herbst wollten sie heiraten, Gerda wie Astrid. Eine Doppelhochzeit, da galt es die Hände rühren.

Es war für Gerda vielleicht die schönste Zeit ihres Lebens. Denn lockend lag die Zukunft vor ihr; weit offen stand ihr der Weg ins Leben, nach dem sie sich so gesehnt hatte. Da sie ihren Verlobten, nach Ablauf seines Sommer

aufenthaltes, nur besuchweise sah, so waren diese flüchtigen Stunden voll ungetrübten Glücks.

Nur eines warf einen Schatten in all die Helle. Walter Kyllburgs auffällige Zurückhaltung. Auch nachdem er von seinem Urlaub wieder heimgekehrt war, blieb er der Familie seines Vorgesetzten geflüchtig fern. Traf er Gerda einmal zufällig auf der Straße, so ging er mit formellem Gruß an ihr vorüber.

Es stimmte sie traurig. Ihr Unmut über ihn war ja längst verflogen, in all ihrem Glück. Es hatte sie weich gemacht, sie hätte gern auch anderen von ihrem Reichtum abgeben. So empfand sie denn ein großes Mitleid, wieder herzlichste Freundschaft für den alten Kameraden, mit dem sie einst so schöne Vertraulichkeit verbunden hatte.

Sie fühlte sich ja jetzt auch wieder so sicher ihm gegenüber, wo alles geklärt war. Wie vergessen, als ob es überhaupt nie gewesen sei, war das, was sie einmal für Walter Kyllburg empfunden, oder — so war es wohl richtiger — geglaubt hatte zu empfinden. Denn das lag alles jetzt so blaß, so weitab hinter ihr, als wäre es nie wirklich gewesen.

Warum ging ihr da Kyllburg nur so geflüchtig aus dem Wege? Freilich — sie durfte es ja nicht vergessen: sie hatte ihn damals sehr scharf zurechtgewiesen. An ihr war es also, das wieder gutzumachen. Und es sollte geschehen, nahm sie sich vor, sobald sich nur die Gelegenheit bieten würde.

Und als sie ihm dann eines Tages wieder auf der Promenade traf, an einer stillen Stelle, und er wieder mit stummem Gruß an ihr vorbei wollte, da winkte sie ihm bittend zu:

„Herr Kyllburg!“

Als bald trat er an ihre Seite.

„Sie befehlen, Fräulein von Henning?“

Ihre dunklen Augen sahen ihn mit leisem Vorwurf an.

„Warum so?“

Er fühlte sich weich werden unter diesem Blick. Da erwiderte er herb:

„Ich halte es für richtiger, nachdem Sie mit meinem Standpunkt zugewiesen.“

„Lieber Herr Kyllburg — ich weiß, ich habe etwas gutzumachen. Bitte verstehen Sie das doch — damals. Ich war so aufgestört, all die Ungewißheit. Es tut mir ja selber so sehr leid. Aber Sie müssen nun wieder gut zu mir sein, lieber Herr Kyllburg. Ich kann mich sonst gar nicht freuen über mein Glück.“

Um des Adjutanten Mundwinkel zuckte es. Wie naiv sie war, wie unbewußt egoistisch! Sie brauchte seine Verzeihung, nur um sich desto ungetrübter mit dem anderen ihres Glückes freuen zu können. Und schroff lehnte er ab:

„Ich glaube kaum, Fräulein von Henning, daß meine Person diese Bedeutung für Sie hat.“

„Sie wollen mir weh tun — absichtlich.“ Traurig sagte sie es. „Bin ich denn wirklich so schlecht, daß ich das verdiene?“

Er schwieg, die Lippen trotzig aufeinandergepreßt. Und doch rührte ihn der schmerzliche Ton aus ihrem Munde.

Sie wartete eine Weile, und als keine Antwort kam, sagte sie still:

„So stehen Sie also als einziger abseits, wo jeder jetzt freundlich zu mir ist. Sie allein. Und Sie nannten sich doch einst meinen Freund, der nichts wollte als mein Glück. Was sind Worte!“

Und mit leisem, traurigem Gruß wollte sie von ihm gehen. Aber da tat er ihr einen Schritt nach.

„Fräulein Gerda, nein — das dürfen Sie nicht denken. Mein Leben für Sie — auch heute noch! Nur —“

Aber da sandte sie ihm einen innig bittenden Blick zu. „Wenn ich doch nun einmal nicht anders kann! Wenn das doch nun einmal mein Glück ist!“

Ein letztes Aufbrennen der Wunde bei Kyllburg, tief drinnen, heiß und schneidend; dann hatte er überwunden. Er sah sie an mit einem eigenen stillen Leuchten in den Zügen.

„Wenn es so ist, Fräulein Gerda, so will ich ohne Bitterkeit an Sie denken. Will lernen — mich Ihres Glückes zu freuen.“

„Lieber, Guter!“ Bewegt preßte sie ihm die Hand und bat dann, noch ein wenig zaghaft: „Werden Sie mir nun auch eine letzte Bitte noch erfüllen?“

„Ich hoffe, es steht in meiner Macht. Was soll ich für Sie tun, Gerda?“

„Lernen Sie Heinz kennen, reichen Sie auch ihm die Hand.“

Da flog es doch noch einmal über sein Antlitz. Aber dann sagte er fest:

„Sie haben recht. Man soll nichts halb tun. Lassen Sie es mich also wissen, wenn Ihr Herr Verlobter da ist.“

„Innigsten Dank!“ Ihre Augen strahlten ihn jetzt in ungetrübtem Glanze an. „Nun erst kann ich mich wirklich freuen.“

Da nickte er nur leise.

Und Walter Kyllburg hielt sein Wort. Beim nächsten Besuch Kesslers war auch er im Henningschen Hause anwesend.

Gerda hatte den Verlobten draußen auf der Diele empfangen und begrüßt. Nun sagte sie ihm:

„Du wirst heut einen alten Bekannten unseres Hauses kennen lernen, Herrn Kyllburg, Papas Adjutanten. Er kennt Astrid und mich schon von klein auf. Ein lieber, treuer Mensch — du mußt recht nett zu ihm sein. Ja, Liebster?“

Heinz Kessler, der den Arm um Gerda gelegt, langsam mit ihr durch die Diele schritt, blieb stehen.

„Ach — wohl der Herr, mit dem ich euch damals bei Kasmussen sah?“

„Ganz recht.“

Ein Schweigen, dann suchte Kesslers Blick mit einem scharfen Durchdringen das Antlitz der Verlobten.

„Du — wer ist dieser Kyllburg?“

Gerdas klares Auge lag offen vor ihm.

„Ich sagte es dir ja schon: ein lieber Freund, auch von mir. Einer, der es gut meint, ehrlich gut — mit uns beiden.“

Einen Moment noch blickte Kessler ihr ins Gesicht. Dann sagte er:

„So soll er auch mein Freund sein. Komm!“

Das Wort, das schlicht klang und doch groß, gewann ihm innerste Hochachtung bei Gerda.

„Na, da hätten wir ja die große Tourne glücklich hinter uns.“

Heinz Kessler sagte es zu seiner jungen Frau, als sie nun heimkehrten von ihrer Visitenfahrt. Sie hatten all den Freunden und Bekannten, wo Kessler als Unverheirateter bisher verkehrt, ihren Besuch gemacht.

„Die haben aber nicht schlecht gestaunt, als sie mein kleines Fräulein zu Gesicht kriegten — gelt, Bebe?“

Sie lächelte ein wenig zerstreut. Ihr Blick streifte zu der Plurgarderobe neben ihr hin. Lag da nicht auf der Silberschale eine Postkarte?

Sein Auge aber hing gefesselt an Gerdas Gestalt im eleganten Straßenkleid, auf dem entzückenden Gesicht unter dem breitrandigen Federhut.

„Süßes du!“

Eine stürmische Bewegung, daß sie zusammenschreckte. Und er wollte durch den Schleier hindurch ihre weichen Lippen berühren. Aber Gerda wehrte ihn lachend ab.

„Salt doch nur einmal Ruh', du schrecklicher Mensch! Hier, mach' dich lieber nützlich, zieh' mir die Handschuh' aus.“

Sie reichte ihm die Rechte, und während er sich nun mit dem Aufknöpfen beschäftigte, griff ihre Linke nach der Postkarte. Von Astrid daheim — und sie las.

Währenddessen hatte Heinz Kessler aus dem Handschuh den schlanken Arm, die weiße, warme Hand herausgeschält und bedeckte nun jede Fingerspitze, jeden der zierlichen, rosenrot polierten Nägel mit einem andachtsvollen Kuß.

(Fortsetzung folgt.)

Im Vogelsberg.

Von Th. Cellarius.

(Fortsetzung.)

Winterbilder.

Das Dorf an der Rißder lag in tiefer Winterruhe unter verschneiten Dächern, und unberührt und rein ruhte die schwebende Schneedecke auf den es umgebenden Feldern mit den schlummernden Saaten. Des Winters Hand lag fest und lange auf diesem Teil des Gebirges, aber sein Haupt ragte hoch darüber, und erst in den höchsten Ansidelungen des Vogelsberges zeigte er sich in voller Majestät: angetan mit dem tief herabwallenden, weißen Mantel, in welchem Millionen kleiner Sterne funkelten und mit der bitzenden Krone auf dem Haupt.

Dort kam es in jedem Winter vor, daß sich über Nacht Schneemauern vor den Häusern türmten, welche ihren Bewohnern den Ausgang wehrten. Kleine Hütten und Bachhäuser wurden ganz darunter begraben. Dann galt es, Hohlwege durch den Schnee zu graben — wozu die Geräte immer in den Häusern bereit

sehen mußten — um zu den Haustieren zu gelangen! In den Rindviehstall führte zwar eine Türe aus der Nähe eines jeden Bauernhauses, aber die Scheuern und die Ställe des Kleinviehes waren nur von außen zu erreichen.

Weil die Brunnen weit ab von den Wohnungen unter dem Schnee lagen, wurde in dem in jeder Küche angebrachten Waschtisch Schnee geschmolzen, um das notwendigste Wasser für den Haushalt und besonders zum Tränken des Viehs zu bekommen, und weil große Mengen Schnee sich in geringe Quantitäten Wasser auflösen, mußten die großen Kochschreier fast den ganzen Tag über unter den Kesseln brennen.

An der dem Wind am stärksten ausgesetzten Seite der Gebäude bildeten sich Schneewehen. Es gehörte zu den Erscheinungen eines ganz normalen Winters, daß die Schneewehe an der nordöstlichen Seite des Pfarrhauses zu Herchenhain bis an die Fenster des Hochparterres reichte; und die Pfarrbuben, die dies Haus in den fünfziger und sechziger Jahren bevölkerten, zogen in solchen Zeiten den Eingang durch das Fenster dem durch die Türe vor.

Wenn die Kunde von einem besonders starken Schneefall oben im Gebirge in die tiefer gelegenen Orte drang, wurden die Dörfer Herchenhain und Hartmannshain vielfach besucht. Nicht des Wintersports wegen, wie es jetzt der Fall ist, denn dessen Zeit war noch nicht gekommen, sondern die Leute kamen, um den Winter selbst in seiner grimmigen Majestät zu schauen und die Bewohner dieser Orte über fest gefrorenen Schneewehen auf ihre Dächer spazieren zu sehen.

Die Wintervergnügungen im Freien beschränkten sich in jener Zeit auf das Schleifen und Schlittensfahrten auf kleinen Schlitten von einfachster Konstruktion: Ein Sigbrett, das auf zwei, etwa 18 Zentimeter hohen, mit Eisen beschlagenen Seitenbreitern ruhte, war für wenig Geld zu haben, und damit fuhren die Kinder — und am Abend auch die jungen Leute — von Anhöhen herunter, ohne daß man sie von Unfällen gehört hätte; es sei denn, daß einmal der Schlitten bei einem Doppela über einen Graben unter seinem Lenker davongeschossen, und dieser auf den winterlichen Erdboden zu liegen gekommen wäre! Dafür wurde er von den übrigen Schlittensfahrern ausgelacht, was ihm ebensowenig schadete, als der kleine Unfall selbst.

In dem Dorf an der Ribber bildete die abschüssige Pfarrgasse die am meisten benutzte Schlittenbahn. Wenn man die Fahrt an ihrem letzten, steilsten Teil begann, befam der Schlitten einen solchen Antrieb, daß er bis an den Kirchenplatz lief. Die Gasse wurde allerdings glatt gefahren, aber alle Einwohner, samt der Ortspolizei drückten ein Auge zu und waren äußerst nachsichtig in der Erinnerung an die Zeit, wo sie selbst noch zu den Schlittensfahrern gehört hatten.

Wenn einmal der Ruf ertönte: „Der Gendarm ist da,“ ergriffen die schlittenden Kinder die Flucht — um an einer ferneren gelegenen, geeigneten Stelle weiter zu fahren, und das Auskneifen vor der Gendarmrie gab ihrem Wintervergnügen den Reiz eines Abenteurers.

Eines eigentümlichen Gebrauchs sei hier noch gedacht, der ungesetlich war, und von der Polizei hätte unterdrückt werden müssen, ohne daß dieser mit der Handhabung ihrer Pflicht ernst gewesen wäre: Während in den protestantischen Dörfern Oberhessens, speziell des Vogelsberges, keine Fastnachtsmaskeraden und -Aufzüge üblich waren — wenn auch der Tag mit Kreppelbäcken und der Abend in den Spinnstuben mit besonderer Festlichkeit begangen wurde — herrschte doch am Aschermittwochabend ein eigentümliches Leben und Treiben in allen Gassen. Schon lange vor diesem Tag hatte sich die Jugend schadhafte Koch- und Milchtopfe gesammelt und an einem Berstedt aufbewahrt. Nun zog sie in vielen feinen Trupps umher, um im Schutz der Dunkelheit die Topfe an den Haustüren krachend zerschellen zu lassen; einerlei ob Freund oder Feind da wohnte, aber doch am liebsten an Häusern, wo die Besitzer, laut in die Nacht hinaus scheltend und schreiend, vor ihre Türen sprangen. Wenn diesem Gebrauch irgend ein Sinn zu Grunde lag, so war er dem Bewußtsein der Ausübenden damals schon entschwunden, und er war nur als ein derber Spaß anzusehen, mit dem man sich das Einerlei der langen Winterabende zu würzen bestrebte.

Einmal, in der kältesten Winterzeit, lag ein Teil der Kinder an den Höteln darnieder, die jedoch ziemlich gutartig verliefen. Die noch nicht davon ergriffenen Kinder ergöyten sich mit Schlittensfahrten in der Pfarrgasse. Plötzlich gestellte sich auch der nun vierjährige „dicke Heinrich“ dazu. Aber wie sah der Junge aus, als er taumelnd ankam: Stammend rot an Gesicht und Händen, und seine Augen glänzten feurig! Die Kinder wichen vor ihm zurück, aber eine der benachbarten Frauen packte ihn auf und brachte ihn seiner Großmutter, und zwar nicht ohne ihr auseinanderzusetzen, wie man ein an den Höteln erkranktes Kind zu hüten und zu pflegen habe, und nicht ohne ihr zu sagen, daß sie, wenn der Heinrich sterben würde, an seinem Tod schuld wäre — Aber der Heinrich starb nicht! Er schien gezeit gegen alle Fährlichkeiten des Lebens. — Während die Kindererblichkeit zu jener Zeit im allgemeinen noch groß war, blieb gerade das am wenigsten geliebte Kind der Armut und Sünde am Leben. Das viel besser gepflegte Söhnchen der Maurersleute in der Hütte links war bald nach seiner Geburt wieder gestorben, und die Wit ist das

einzige Kind ihrer Eltern geblieben. — Doch der dicke Heinrich setzte sich durch wie eine wetterharte Pflanze, die Sturm und Kälte des rauhen Vogelsberger Frühlings überdauert, um im Sommer ihre Frucht zu bringen. Nach seiner Genesung ließ er sich wieder oft im Pfarrhof sehen, wozu er als Nachbar berechtigt zu sein glaubte. Vielleicht leitete sich das Gefühl der Anhänglichkeit an die Pfarrfinder auch von seiner Befreiung durch den „Lebur“ her! Wie dem auch sei, er kam und machte im stillen seine Beobachtungen; und an dem Beispiel dieser zwar höchst einfach erzogenen, aber doch von Elternliebe und Fürsorge umgebenen Kinder ging ihm das Bewußtsein seiner eigenen Verwahrlosung auf.

Biel zu reden, war seine Sache nicht! Allein dem zweiten Pfarrdöchterlein gegenüber — zu dem er am meisten Vertrauen gesetzt hatte — drückte er das Resultat seiner Beobachtungen und Gedanken kurz und bündig mit den vielstehenden Worten aus: „Eich wollt, eich wer aun Hond“.*)

Je strenger der Winter war, desto mehr Bettelsteute kamen bei einigermaßen gangbaren Wegen, vom Hunger getrieben, von der Höhe des Gebirges in die tiefer liegenden und deshalb wohlhabenderen Orte. Mit dem Bettelsack auf dem Rücken, waren sie auch in dem Dorf an der Ribber häufige Gäste, die in die Bauernstuben kamen und mit weinerlicher Stimme um ein Stück Brot, um etwas zum Kochen, oder um etwas übriges Essen baten; und es kam wohl selten vor, daß eine Bäuerin diese Armen ohne eine Gabe gehen ließ; denn ihre Not war groß und meist unverschuldet. Arm geboren, hatten sie keine Gelegenheit gehabt, etwas anderes zu lernen als Tagelöhner- und Holzhandarbeit. Die erstere wurde damals noch sehr schlecht bezahlt; und wenn im strengen Winter auch die letztere eingestellt werden mußte und die großen Ersparnisse und Vorräte schon im Vorwinter aufgezehrt waren, kam die bittere Not in die kleinen Hütten.

Manche dieser Bettler hatten ein Gebet gelernt, das sie an jeder Türe herlesierten. Mag sein, daß sich in früheren Zeiten — woher diese Gepflogenheit stammte — mancher des Lesens unkundige Bauer, manche Bäuerin an solchen Gebeten erbaut haben. Aber mit der fortschreitenden Zeit war aus der Sitte eine Unsitte geworden, und man hätte gut daran getan, den Armen zu sagen, sie möchten einfach um Gottes willen um eine Gabe bitten, anstatt ihre Gebete durch gedankenloses Herplappern und um des Vorteils willen zu entweihen. Denn damals konnten alle Bauersleute lesen — wenn es bei den älteren auch noch vorkam, daß sie drei Kreuze anstatt Namensunterschriften setzen mußten. Die Bibel, das Gesangbuch, das Starlebuch (Starks Gebetbuch) und außerdem noch uralte, von den Vorfahren ererbte Gebetbücher waren in den Familien im Gebrauch; und beim Abendläuten nahm noch mancher Bauer die Mütze ab — wo er auch ging oder stand — und sprach mit vernehmlicher Stimme das für diese Zeit bestimmte Gebet:

Lieber Mensch, was soll bedeuten
Dieses späte Glockenläuten?
Das bedeutet abermal
Deiner Tage Ziel und Jah;
Und der Tag hat abgenommen,
Und der Abend ist gekommen,
Liebster Mensch, bereite dich,
Daß du sterbest seliglich.

Während der Fahrweg durch das Tal hinant zu den höchsten Anhebungen des Gebirges, von Viertelstunde zu Viertelstunde durch ein Dörflein führte und fast immer gut zu begehen war, hatten die Leute, die das Dorf an der Ribber auf dem rechts an der Pfarrwiese beginnenden Pfad verließen, der in nordöstlicher Richtung nach dem Hohenrodskopf, und zwei nahe davor liegenden, kleinen Orten führt, oft einen schlimmen Weg vor sich, denn er war zur Winterszeit sehr wenig betreten und ging bergauf und -ab über versteinerte oder vereiste Felder und durch einen Wald mit schlecht im Stande gehaltenen Schneisen. Dorthin kamen in solchen Zeiten fast nur die Armen, die der Hunger zwang, ihre dunkeln Hütten zu verlassen. Ihrer viele, besonders Frauen, kehrten, nachdem sie sich die Bettelstade im Dorf hatten füllen lassen, vor dem saueren Heimweg noch in der letzten Hütte der Pfarrgasse bei den Maurersleuten ein. Um Gaben baten sie hier nicht, wohl aber um die Erlaubnis, sich am Dfen zu wärmen und auch ihre Mahlzeit da halten zu dürfen. Zu letzterem Zweck holten sie Brot aus ihren Säcken, das sie am Dfen rösteten und mit einer Seckschwarte oder Wurfselt bestrichen. Wenn die Maurersfrau etwas Kaffee übrig behalten hatte, dessen dunkle Farbe vorwiegend von gerösteten Rüben oder Bidorien herrührte, vervollständigte sie damit die Mahlzeit der Armen; und diese tranken begierig das angewärmte, heiße Getränk und fanden es nur natürlich, daß sie keinen Tropfen Milch dazu bekamen, denn sie wußten, daß die Maurersfrau dann selbst mit einem Löffchen in der Hand zu den wohlhabenderen Bauern gehen mußte, um für Geld und gute

*) „Eich wollt, eich wer aun Hond“. Ich wollt, ich wäre euer Hund.

Worte um ein wenig Milch zu bitten, damit wenigstens die Grit ihren Kaffee nicht schwarz trinken mußte.

Aber bei alledem hatte die Frau, indem sie den Armen in echtem Mitgefühl Ruhe und Wärme in ihrer einzigen Stube gönnte, — gleich der Witwe im Evangelium — mehr gegeben als viele Reiche.

(Fortsetzung folgt.)

Hutformen.

Der Hut in seiner einfachsten und ältesten Form geht bis ins frühe Altertum zurück und fand hier hauptsächlich auf Reisen Verwendung. Dieraus läßt sich auch erklären, daß Merkur, der Gott der Kaufleute, mit geflügeltem Hute dargestellt wurde.

Der Petasos wie ihn die Griechen nannten, bedeckte den Kopf nur bei Regenwetter; wurde er nicht gebraucht, so hing er an einer Schnur um den Hals auf dem Rücken. Die Israeliten scheinen den Hut nicht gekannt zu haben; den sogenannten Judenhut trugen sie erst seit 1314 zur Unterscheidung von den Christen. Er war spitz und in der Mehrzahl von gelber Farbe. Bekannt dürfte auch der rote Hut sein, den von altersher der große Lama der Inder trägt. Bei den Römern war der spitze Hut — pileus — bekannt, der hauptsächlich bei Schauspielen und Festen getragen wurde. Der Pileus stand jedoch nur freien Römern zu, und so kam es, daß er mit der Zeit zum Sinnbild der Freiheit wurde. Aus diesen Gründe erhielten die freigelassenen Sklaven einen Hut als Zeichen der Unabhängigkeit. Als Rom durch die Ermordung Cäsars frei geworden war, ließen Brutus und Cassius Münzen prägen, die den Hut zwischen zwei Dolchen tragen. Aehnliche Geldstücke stellten die Niederländer her nach der Vertreibung der spanischen Gewalttherrschaft.

Wurde nun auch nach Heros Tod das Huttragen etwas allgemeiner, so kommt doch für das Altertum als Hauptkopfbekleidung nur der Helm in Betracht. Dasselbe gilt für das frühchristliche Mittelalter.

In Deutschland treffen wir zuerst im 10. Jahrhundert Hüte an, und zwar Stroh Hüte als Stammeszeichen der Sachsen. In den anschließenden drei Jahrhunderten kommen schon die verschiedensten Formen vor und im 14. Jahrhundert finden wir in Nürnberg die erste Hutmacherei. Frankreich folgte etwas später nach, aber Karl VII. trug schon bei seinem Einzug in Rouen einen roten Samthut, den die erstaunte Bevölkerung mit großen Augen begaffte. Doch auch zu dieser Zeit noch trug man die Kopfbedeckung nur bei schlechtem Wetter. Unter Ludwig XI. sah man den Hut bei jeder Wetterlage.

Karl V. hatte ebenfalls einen kostbaren Hut, aber er war der Ansicht, daß man ihn nur bei blauem Himmel und Sonnenschein tragen dürfe, um ihn vor Rasse zu schützen und die Form nicht zu verderben.

Erst unter Elisabeth kamen in England die Hüte auf und unter Jakob I. sah man zum ersten Male einen Hut mit Federbüsch.

Unter Heinrich IV. schlug man die linke Seite des Hutrandes auf, unter Ludwig XIV. die rechte, und schließlich auch noch die hintere Seite, wodurch der Dreimaster entstand, der lange Zeit die Mode beherrschte und endlich in den „chapeau à l'Audrosman“ überging. In dieselbe Klasse gehört auch der kleine Napoleonshut. Durch den Dreispitz wurde auch der deutsche und der spanische Hut verdrängt. Beide sind in ihrer Form ganz bezeichnend für den Charakter der Völker. Der spanische Hut war fleiß wie die Hofetikette, schmaltrempig, in Sammet oder Seide gefüllt, von einer Schnur oder Kette umschlungen. Der deutsche Hut dagegen war aus Filz gefertigt und gab durch seine weichen Linien dem Kopfe etwas Frisches, ein Eindrud, der durch die große nickende Feder noch verstärkt wurde.

Alle diese Hutformen waren geschmackvoll und vornehm erdacht, sowie ausgeführt und boten Malern und Bildhauern einen schönen Vorwurf. Wie viele Bilder und Plastiken entwürden noch heute unser Auge und lassen uns bedauern, daß ihre Stelle in unseren nüchternen Tagen der Zylinder vertritt und andere Schreckensformen.

In seiner alten Gestalt, der sogenannten Angströhre, stammt die schwarze Säule von den Quäkern, die jede Farbe verabscheuen und auch die Form hart und kalt wünschten. Wäre in dieser Zeit nun England nicht durch die Kontinentalbarriere vom feindlichen Europa abgeschlossen gewesen, so hätte der Hut dort kaum Eingang gefunden. Wir richteten uns freilich nach den englischen Bettern und bei dem Wiener Kongreß sah man die Quäkerhüte schon ziemlich zahlreich.

Sie verbreiteten sich sehr rasch und wurden erst 1848 durch den großen Hederhut abgelöst. Damals entstand auch der Name „Angströhre“. Leute, die der revolutionär-freieitlichen Bewegung fernstanden, trugen den Zylinder aus Furcht, sonst für Demagogen gehalten zu werden. In neuerer und neuerer Zeit finden sich wieder freiere Formen, ja manche schwören den Hut völlig ab. Das Harte und Kantige ist unbeliebt geworden. Der Panamahut und die weichen, schmiegsamen Lodenhüte scheinen langsam Boden zu gewinnen und im Interesse des ähreren Menschen ist es gewiß nicht zu bedauern, wenn sie die „Röhren“ verdrängen, denn in der modernen Männerkleidung ist die Röhrenform immer noch genug betont.

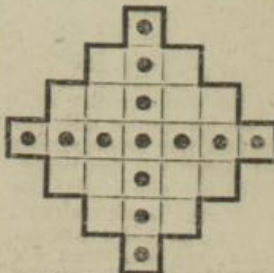
O. N.

Totesage, die leben.

Ein Münchener Blatt hat die Meldung gebracht, daß der bekannte Erfinder und Ingenieur Diesel, der auf einer Seefahrt zwischen dem Kontinent und England auf eine bisher unangekündigte Weise verschwand, nicht tot sei, sondern in Kanada sich eine neue Existenz begründet und dort sich mit seiner Familie vereinigt habe. Ob die Meldung auf Wahrheit beruht oder nicht — sie ist inzwischen dementiert —, man durfte auf sie gefaßt sein, denn noch niemals ist eine bekannte oder hochstehende Persönlichkeit auf unkontrollierbare Weise ums Leben gekommen, ohne daß sie dann in der Legende wieder aufliebe. König Ludwig II. von Bayern hat lange nach seinem 1886 im Starnberger See erfolgten Tode an der Seite Guddens noch, wenn man den Bewohnern des oberbayerischen Gebirges glauben wollte, gefangen auf einem seiner Schlösser gehaust. Johann Orth ist oft nach dem Untergang seines Schiffes auf einsamen Inseln angeblich gesehen worden. In der Geschichte hat es ja „falsche“ Doppelgänger auch genug gegeben. Andererseits hat es wohl aber auch wiederum an Persönlichkeiten nicht gefehlt, die aus ihrer bisherigen Existenz zu verschwinden wußten, um aus irgendeinem Grunde sich eine neue unter anderem Namen und anderen Lebensbedingungen und in anderem Lande zu begründen. Bürgermeister Trömel, der unter anderem Namen in der Fremdenlegion Aufnahme fand, wo manche andere Legionäre sich befinden mögen, die einst in Deutschland eine andere bürgerliche Existenz hatten, beweist das. Ein berühmtes Beispiel aus früherer Zeit war der Romanschriftsteller Charles Sealsfield (1793—1864), der unter diesem Namen in Amerika, in der Schweiz, in London, Paris lebte und erst in seinem Testament das nach seinem Tode enthüllte Geheimnis tätete, daß er der aus einem österreichischen Kloster entflohenen Ordensbruder Karl Postl gewesen, den seine Ordensbrüder wohl längst gestorben wähten. Aber selbst das ist vorgekommen, daß Personen lebten, die angeblich vor Zeugen bestattet wurden. Meistens geschah dies wohl in der betrügerischen Absicht, Lebensversicherungs-gesellschaften um die Versicherungssumme zu prellen. In England kam das sehr oft vor. Für Deutschland war der Fall der Brüder Anton und Franz Tomaszek in dieser Beziehung typisch und erlangte einige Berühmtheit. Im Jahre 1848 starb angeblich bei dem in Berlin Unter den Linden 47 etablierten Schneidermeister Anton Tomaszek der zum Besuch anwesende Bruder Franz und ward auf dem katholischen Friedhof in der Chausseestraße bestattet. Erst nach anderthalb Jahren kam zur Kenntnis der Behörde, daß der angeblich Verstorbene gemächlich in seiner böhmischen Heimat lebe. Man unterrichtete das Grab und fand im Sarge anstatt des Sletetts ein unwiderrliches Plättchen. Natürlich hatte der Betrug nicht ausgeführt werden können ohne die Beihilfe eines Arztes, der von der durch den Betrug ergatterten Lebensversicherungssumme einen Teil erhielt. — Auch die Geschichte kennt übrigens einen derartigen Fall einer vorge-täuschten Bestattung. Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig († 1568) hatte neben seiner Gemahlin, einer geborenen Herzogin von Württemberg, noch eine Maitresse, ein Hofräulein seiner Gemahlin, Eva von Trost, die jedesmal vor ihrer Niederkunft sich nach der Staufenburg zurückzog. Da nun dem Herzog dies zu umständlich erschien, infizierte er im Jahre 1533 einen Betrug. Eva von Trost erkrankte angeblich auf der Reise nach der Staufenburg in Ganderseim an der Pest, und schon in der Nacht nach der angeblichen Erkrankung wurde verbreitet, sie sei gestorben. Eine von einem Braunschweiger Bildhauer angefertigte Holzgruppe wurde in einem Gemach, das „der Pestgefahr halber“ durch Rauchwerk verdunkelt worden war, ausgehüllt. Dann wurde die Totenlade mit der Puppe bei den Variieren beigelegt, während Seelenmessen für Eva von Trost abgehalten wurden und ihren Angehörigen mitgeteilt ward, daß sie verstorben sei. Das Fräulein aber war unterdessen nach der Staufenburg in Bauernkleidung gewandert, wo sie noch viele Jahre recht vergnügt lebte, oft ihren herzoglichen Geliebten empfing und viele Feste gab. Und wenn einmal das Gerücht umging, daß die Verstorbene und Bestattete lebe, wurde den Verbreitern dieser Nachricht mit einer Kerkerstrafe der Mund gestopft.

Diamanträtsel.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a b b d d e e e e f g h k l m r r r r r t u u u derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen folgendes bedeuten:



- 1. Einen Buchstaben.
- 2. Poetischen Namen für ein Tier.
- 3. Ein Musikinstrument.
- 4. Weltlichen Vornamen.
- 5. Ein Fahrzeug.
- 6. Alkoholhaltiges Getränk.
- 7. Einen Buchstaben.

Die senkrechte und wagrechte Mittelreihen ergeben das Gleiche. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Silberträfels in voriger Nummer: Kanada, Mo, Andernach, Odhnee, Tactus; — Ktao-Tschou